

Hölderlin : zum 100. Todestag 7. Juni 1943

Autor(en): **Staiger, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **23 (1943-1944)**

Heft 2

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-159059>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der größer angelegte Neubau, der Ausgleich zwischen Kantonen und Bund, der allerdings auch die Ausgabenseite umfassen (kantonale Anteile und Subventionen) und eine Ausschcheidung auch der Aufgaben bedingen müßte, ist noch nicht reif, sollte aber doch nicht aus den Augen verloren werden. Die Verzinsung und Tilgung der kriegsbedingten Ausgaben verlangt vorerst eine materiell gewaltige Leistung. Der Neu- und Umbau des Steuerwesens, der unerläßlich ist, wenn diese Leistung tragbar gemacht und der bundesstaatliche Charakter der Eidgenossenschaft erhalten werden soll, erfordert eine nicht minder große staatspolitische Anstrengung. Die heutige Generation muß nicht erst nach Gelegenheiten suchen, sich zu bewähren.

Hölderlin.

Zum 100. Todestag, 7. Juni 1943.

Von Emil Staiger.

Als Hölderlin am 7. Juni 1843 starb, nach vier Jahrzehnten der Umnachtung, war für die Zeitgenossen ein letzter, überfälliger Rest der großen idealistischen Hoffnung dahin. Man hatte sich inzwischen von den Zielen, die diesen Dichter noch bannten, abgewandt und näher liegenden, faßlicheren Aufgaben zugekehrt. So lebte er im Gedächtnis des 19. Jahrhunderts als unglücklicher Träumer. Der „Hyperion“ war sein Werk, die sentimentalische Klage um die entschwundenen Götter Griechenlands. Während des ersten Weltkriegs aber erschloß Norbert von Hellingrath mit treuem Fleiß die späten Hymnen und zeigte, daß sie nicht verwirrt, sondern, bei mancher Dunkelheit, im Ganzen sinnvoll und großartig seien. Die kritische Ausgabe kam zustande, und seither setzt sich Hölderlin als einer der größten prophetischen Dichter aller Zeiten und Völker durch.

Schon in den Jahren, die Hölderlin mit Hegel und Schelling zusammen im Tübinger Stift verlebte, tritt dieser prophetische Zug hervor. Die französische Revolution erregte die Gemüter. Rousseaus Botschaft wurde vernommen. Kant wirkte durch seine radikale Erneuerung des philosophischen Denkens und mehr vielleicht noch durch die kurze Schrift „Vom mutmaßlichen Anfang der Menschengeschichte“, worin er ein Reich der Vernunft weissagte und so der glaubensfrohen Zeit das chiliaistische Stichwort gab. Das deutsche Leben hatte sich in wenigen Jahren derart gesteigert, daß eine begabte Jugend die ungeheuerste Hoffnung beseelen mußte. Die Tübinger Freunde erwarteten nichts Geringeres als ein „Königreich Gottes“ und waren entschlossen, dem künftigen Gott des Menschengeschlechts den Weg zu bereiten. Hegel, der geschichtliche Geist, untersuchte die Einrichtungen und Gesetze, die große Kulturen begründeten, und fand im Staat und noch mehr in der Religion die gewaltigste Lebensmacht. Aus diesen

Studien sind die Theologischen Jugendschriften entstanden, von denen sein ganzes System sich nährt. Schelling glaubte, im Mythos die tiefsten Quellen der Kraft eines Volkes zu finden. Er handelte von den „Mythen, Sagen und Philosophemen“ der ältesten Welt und bereitete damit sein Alterswerk vor, die „Philosophie der Mythologie“. Hölderlin fiel die Aufgabe zu, als Dichter die Deutschen auf die Höhe der kommenden Zeit emporzureißen. In dieser Absicht schrieb er die Hymnen an die Ideale der Menschheit, an die Liebe, die Freundschaft, die Schönheit, die Harmonie, die Unsterblichkeit. Auch darin kündigt sich Kommendes an. Die Ideale der Menschheit werden sich später verwandeln in wirkliche Götter.

Künstlerisch freilich bleibt der Dichter hier noch Epigone Schillers. Was Hölderlin an Schiller liebte, ja, was ihn so überwältigte, daß er sich selber hätte vernichten mögen, um diesem Größten zuzuwachsen, war seine Kunst, die höheren Kräfte des Menschen zu bewegen, die grandiose Art, ein Volk zu führen allein mit dem Wort und dem Adel seiner Persönlichkeit. So dachte er sich den Dichter schlechtthin. Die Tübinger Schriften bezeugen es in der Wahl der Stoffe, dem Klang der Verse. Was Eigenes in Hölderlin ist, erscheint in dieser Zeit erst keimhaft außerhalb der Poesie.

Am deutlichsten wohl in der Formel, die sich die Freunde als Symbol der Freundschaft in ihr Stammbuch schrieben, *Ἐν καὶ πᾶν*, das Ein und All. Für Hölderlin besaßen diese Worte einen ekstatischen Klang. Sie zeugten von der göttlichen Liebesinnigkeit der ganzen Welt. Alles, was geschieden ist, zusammenfließen zu lassen in eins, oder von einem Punkt aus sich in alle Fernen zu ergießen, war die Sehnsucht, die sein Herz mit einem seligen Schauer erfüllte. Als höchste Wirklichkeit des *Ἐν καὶ πᾶν* verehrte er den Äther, den feinen, elastischen Stoff, der beseelend durch die Röhren des Lebens rinnt. *Ἐν καὶ πᾶν* war die Natur, nicht, wie für Goethe, als Organismus, sondern eher als eine herauschende musikalische Harmonie. Und Wirklichkeit des *Ἐν καὶ πᾶν*, des Ein und All im menschlichen Bereich, war ihm die griechische Welt, die Welt Homers und zumal Athen im 5. Jahrhundert vor Christi Geburt. Der junge Hölderlin berief sich zwar auf Winkelmann, Goethe und Schiller, wenn er von griechischer Schönheit sprach. Doch ist schon jetzt ersichtlich, daß er im Grunde etwas anderes meinte als den plastischen Geist der Klassik. Griechisches Leben war für ihn eine heilige Festlichkeit. Nichts Einzelnes trat daraus hervor. Aber die Weihespiele in Delphi, das Theater in Athen, die Schiffe auf dem Ägäischen Meer, die jauchzende Schar des Dionysos, dies zog ihn untwiderstehlich an, als Ganzes, als liebesinniges Leben, wie denn der Genius Griechenlands in einer seiner frühen Hymnen vor aller Götter und Menschen Antlitz beschließt, auf Liebe sein Reich zu gründen. Denselben Glauben spricht zehn Jahre später in vollkommener Form das große Gedicht „Archipelagus“ aus:

„Über der Muttererd' und dem Gott der Woge zu Ehren
Blühet die Stadt jetzt auf, ein herrlich Gebild, dem Gestirn gleich

Sichergegründet, des Genius Werk, denn Fesseln der Liebe
 Schafft er gerne sich so, so hält in großen Gestalten,
 Die er selbst sich erbaut, der immerrege sich bleibend.
 Sieh! und dem Schaffenden dient der Wald, ihm reicht mit den andern
 Bergen nahe zur Hand der Pentele Marmor und Erze;
 Aber lebend, wie er, und froh und herrlich entquillt es
 Seinen Händen, und leicht, wie der Sonne, gedeiht das Geschäft ihm.
 Brunnen steigen empor und über die Hügel in reinen
 Bahnen gelenkt, ereilt der Quell das glänzende Becken,
 Und umher an ihnen erglänzt, gleich festlichen Helben
 Am gemeinsamen Kelch, die Reihe der Wohnungen, hoch ragt
 Der Prytanen Gemach, es stehn Gymnasien offen,
 Göttertempel entstehen, ein heiligfühner Gedanke,
 Steigt, Unsterblichen nah, das Olympion auf in den Äther
 Aus dem seligen Hain; noch manche der himmlischen Hallen!
 Mutter Athene, dir auch, dir wuchs dein herrlicher Hügel
 Stolzer aus der Trauer empor und blühte noch lange,
 Gott der Wogen und dir, und deine Lieblinge fangen
 Frohversammelt noch oft am Vorgebirge den Dank dir.“

Das ist Athen, wie es Hölderlin sah! Ein Vergangenes freilich, aber
 als Reich der Liebe zugleich die Zukunft, die den Menschen beschieden ist.
 Das Königreich Gottes, dem die Tübinger Freunde entgegensehen, nimmt
 für Hölderlin griechische Züge an. Seine Sehnsucht ist nicht elegisch. Sie
 trauert nicht Unwiederbringlichem nach. Sie ist prophetisch und fördert
 mit allen beschwörenden Kräften die Wiederkehr. —

Die Jugend darf sich unangefochten ein eigenes schönes Leben erschaf-
 fen. Ein anderes aber ist die Welt, in die der gereifte Jüngling hinaus-
 tritt. Als Hölderlin das Stift verließ, war er gefaßt auf Schläge des
 Schicksals, Gegnerschaften und Mißverständnisse. Doch darauf war er nicht
 gefaßt, daß seine Zeit, gesättigt und zufrieden mit sich selber, keines pro-
 phetischen Wortes zu bedürfen glaubte. Wie sehr ihn diese Erfahrung er-
 schütterte hat, lesen wir im „Hyperion“ nach. Feinde können besiegt, miß-
 trauische Geister können gewonnen werden. Lähmend ist aber die Trägheit
 des Herzens, die stumpfe Lust am gewöhnlichen Tag. Hölderlin sah, daß
 ihn mit diesem Geschlecht kein Band verbinden durfte. Er hat sich geweigert,
 die Kanzel zu betreten, weil sie zu schmäzlich entweiht sei. Er hat
 sich in keine Gemeinschaft, in keine Ordnung mehr einfügen können. Kinder
 zu erziehen schien ihm das einzige ganz unschuldige Geschäft. So wurde
 sein äußeres Leben ein Wechsel von Einsamkeit und Hauslehrermühsal.
 Das Große aber bei Hölderlin ist, daß er dies Schicksal nicht verbrämte,
 sich nicht mit tragischem Pathos, wie Nietzsche, etwas darauf zugute tat,
 sondern den Bruch als Schuld empfand und den Umgang mit anderen
 Menschen in gemeinsamer Tätigkeit schmerzlich entbehrte.

Zwar hat er manchen Freund gefunden. Hegel blieb ihm lange treu.
 Dann trat ihm Sinclair hilfreich nahe. Jüngere Dichter wie Boehlen-
 dorff und Siegfried Schmidt verehrten ihn. Landauer nahm ihn gastlich
 auf. Und noch der kranke Hölderlin hat bei Zimmer, einem einfachen Tisch-

ler, die liebevollste Pflege gefunden. Denn es war ein Zauber an ihm, der reine Gemüter aus tiefste ergriff, der „unverkennbare Ausdruck des Höheren“, wie ein Tübinger Stiftler gesagt hat. Doch die Freunde waren ihm nicht gewachsen. Selbst Hegel hat viel mehr von ihm empfangen, als er bieten konnte. Ein einziger Mensch entsprach dem Bilde des Menschen, das er in sich trug, Sufette Gontard, die Gattin seines Frankfurter Brotherrn, Diotima, wie sie in seinen Gedichten heißt. Wie würdig seiner diese Frau war, zeigen ihre Briefe, das geistige Raunen einer Liebe, die aus dem Briefstil jener Zeit wie ein Wunder alter Legenden spricht. In dieser Liebe war für Hölderlin das reine Leben wirklich. Was ihn mit Diotima verband, galt ihm als Geist des Gottesreichs, der alle Menschen vereinigen werde. So schließt die Ode, die der „Tochter Gottes“, der Liebe, gewidmet ist:

„Wach und werde zum Wald! eine beseeltere,
Vollentblühende Welt! Sprache der Liebenden
Sei die Sprache des Landes,
Ihre Seele der Laut des Volks!“

Auch diese Insel des Göttlichen aber erfuhr die tödliche Feindschaft der Welt. Das Reinste wurde verdächtigt. Der Verdacht zerstörte den Frieden des Hauses. Der Gatte wurde der Gattin, der Sohn, Hölderlins Zögling, dem Vater entfremdet. Wir müssen begreifen, wie verstörend für Hölderlin diese Lage war. Die Liebenden hatten sich gelobt, nie gegen die Liebe fehlen zu wollen, gegen die Liebe sowohl, die sie vereinigte, wie gegen die Liebe, die nach ihrer innigen Überzeugung der Geist der Welt sein wird. Nun blieb von beidem eines übrig: die Welt zu bekämpfen und sich zu behaupten, oder das Eigene preiszugeben und zu verzichten auf den Kampf. Hölderlin wählte den Verzicht und zog sich von Diotima zurück.

Hegel, der damals in Frankfurt lebte und teilnahm an dem Schicksal des Freundes, hat an dieser Haltung Hölderlins Christi Wesen verstehen gelernt. Christus erscheint in seinen Schriften als Bote der Liebe wie Hölderlin. Die Welt verharrt in der Trägheit des Herzens und meint, der Botschaft nicht zu bedürfen. Soll nun der Bote der Liebe so am Geist der Liebe untreu werden, daß er den Kampf aufnimmt und in heiligem Zorn das Otternezücht vernichtet? Oder soll er so am Geist der Liebe untreu werden, daß er auf seine Sendung verzichtet und das reine Leben in der Einsamkeit seiner Seele verkümmern läßt? Christus spricht: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“! Christus spricht aber auch: „Wer dir den Rock nimmt, dem gib auch den Mantel“. Das ist das Schwanken dessen, der so oder so seine Sendung gefährdet weiß. Schließlich hat sich Christus zum Verzicht, wie Hegel sagt, zur Haltung der schönen Seele entschlossen. Rein ist diese Haltung nur, wenn sie die Seele nicht verbüstert, wenn sie, ohne Spur von Groll, der Liebe immer offen bleibt und selbst das Leiden sich versagt. Auf dieser

Höhe finden wir Hölderlin nach dem Abschied von Diotima. Er hat es damals ausgesprochen, daß sogar das Leiden Schuld sei, weil ein leidendes Herz nicht die Wohnung des freudigen himmlischen Geistes sein könne. „Der hat viel gewonnen, der das Leben verstehen kann, ohne zu trauern“, heißt es in einem der schlichten und tiefen Aphorismen aus der Homburger Zeit, da er abends den Weg nach Frankfurt antrat, vor Diotimas Fenster erschien, einen flüchtigen Augenblick ihr Gesicht sah und dann im Dunkel wieder verschwand. Von dieser Zeit an ist Hölderlin den Mäßen entrückt, mit denen wir menschliche Größe zu messen pflegen. Das Leben hat ihn ausgebrannt. Was bleibt, gehört allein dem Werk.

Er wandte sich dem Drama zu und begann den „Tod des Empedokles“. Das bedeutete einen letzten Versuch, zu seiner eigenen Zeit zu sprechen. Er wollte das Volk im Theater versammeln, wie Schiller, und eine Gemeinschaft begeistern. Die ersten Fassungen sind in mancher Hinsicht noch dem „Hyperion“ ähnlich. Der große Einzelne steht inmitten der unbegriffenen feindlichen Welt. Allmählich nimmt der Gegner Gestalt an. Hölderlin bemüht sich um eine dramatische Auseinandersetzung. Ohne Erfolg! Das Werk mißrät. Einzelne Monologe gehören zum Schönsten, was er geschaffen hat. Das eigentlich Dramatische jedoch widerstrebte seiner Natur. Er hätte sich das Widergöttliche, das Gemeine aneignen und ihm kräftige Sprache leihen müssen. Und eben dies vermochte er nicht. So kehrte er, als Mensch und als Künstler gescheitert, von Homburg zur Mutter zurück. Schiller, der ihm bisher beigestanden, wandte sich ab und überließ ihn, wie er sich in einem Brief an Goethe ausdrückt, seiner unverbesserlichen Subjektivität. Auch Hegel verlor den Glauben an ihn. Was irgend galt und Namen hatte, wurde ihm fremd. Er stand allein. Aus dieser Zeit entstammen die Verse:

„O Hoffnung! holde! gütiggeschäftige,
 Die du das Haus der Trauernden nicht verschmäht,
 Und gerne dienend, Eble! zwischen
 Sterblichen waltest und Himmelsmächten,
 Wo bist du? wenig lebt' ich, doch atmet kalt
 Mein Abend schon, und stille, den Schatten gleich,
 Bin ich schon hier, und schon gesanglos
 Schlummert das schauernde Herz im Busen.“

Doch erst jetzt, da Hölderlin von seiner Zeit nichts mehr erhoffte, für seine Person nicht Glück, nicht Ruhm und nicht Verständnis mehr begehrte, erst jetzt ward er der Sprache mächtig, die seinen Gegenständen ziemte, und erlitt er jene Gesichte, die uns Späteren fast die Augen blenden.

Von außen gesehen, nimmt sein Leben immer bescheidenere Formen an. Einige Zeit wohnt er in Stuttgart, glücklich im kleinen Kreis von Freunden, mit Privatvorlesungen beschäftigt. Dann finden wir ihn in der Schweiz, in Hauptwil, an einer neuen Hauslehrerstelle. So kurz auch dieser Aufenthalt war, die Landschaft hat auf Hölderlin einen ungeheuren

Eindruck gemacht. Die Alpen, die ursprungsnahen Flüsse werden in seiner späteren Dichtung als Thron und als Boten der Götter gefeiert. Wir wissen nicht sicher, warum er Hauptwil nach einigen Monaten wieder verließ. Vermutlich hat sein seelischer Zustand seinem Brotherrn Sorge bereitet. Hölderlin war reizbar, in der unerwartetsten Weise empfindlich, so verwundet, daß es schwer hielt, in Gesprächen nicht an eine unverheilte Stelle zu rühren. In dieser Verfassung brach er Ende 1801 nach Bordeaux auf. Briefe an seine Mutter verraten ein schwer gefährdetes Gemüt. Dann tritt eine angstvolle Stille ein. Und im folgenden Sommer erscheint Hölderlin wahnsinnig wieder in seiner Heimat. Der liebevollen Sorge Sinclairs gelang es, den Kranken zu beschwichtigen. Er nahm ihn nach Homburg, und dort hat Hölderlin einige Jahre in sonderbarstem Verhältnis zugebracht: im täglichen Umgang und in den Augen Fernstehender geisteskrank, im Gespräch mit Freunden, als Denker und Dichter von einer Kraft und einer Fülle, die alles Begreifen hinter sich ließ. Wir besitzen Bettina Brentanos Bericht und Zeugnisse Sinclairs, die uns wie die Enthüllung eines heiligen Geheimnisses bestürzen. Einige der größten Hymnen sind in dieser Zeit entstanden. Und immer deutlicher zeigt es sich, daß hier, in diesen Gesängen, Hölderlins einzigartige Leistung vorliegt. Der „Hyperion“, einst als Hauptwerk bewundert, sinkt zurück und erscheint von hier aus fast nur als Denkmal einer menschlichen Schwäche. Die Frankfurter Oden bleiben Kleinode deutscher Lyrik. Aber sie sind, obwohl vollkommener, doch vergleichbar mit Oden Klopstocks und Platens. Der „Tod des Empedokles“ ist Fragment, unschätzbar im Einzelnen, als Ganzes verfehlt. Doch unvergleichlich bleiben die Hymnen, die in den Jahren 1800 bis 1806 entstanden sind. Er selbst empfand sie als Wort Gottes. Und dieses Wort ist gesprochen für uns. Es geht uns an. Das ist nicht ein Kapitel Literaturgeschichte zwischen anderen. Wir müssen dieser Dichtung dienen, versuchen, sie uns anzueignen und das Dunkel zu erhellen, das heute noch über Einzellnem liegt. In diesem Sinne sei hier eine knapp zusammenfassende Deutung von Hölderlins Prophetie versucht.

Hölderlin geht aus von jenem säkularisierten Chiliasmus, den Kant begründet, Schiller, Fichte und Schelling ausgeführt haben. Danach zerfällt die Geschichte der Menschheit in drei Epochen, die Zeit der naiven Unschuld und Einigkeit mit der Natur, die Zwischenzeit, in der die Vernunft erwacht und die erste Unschuld zerstört, ohne doch bereits eine höhere Harmonie zustandezubringen, und endlich die Zeit, da die reine Vernunft des ganzen Menschen sich bemächtigt und aller Widerspruch von sinnlicher Knechtschaft und Freiheit des Geistes verschwindet. Nach Kant, Schiller und Fichte leben wir heute noch in der Zwischenzeit. Die Endzeit wird als fernes Ziel des Menschengeschlechtes vorgestellt.

Schon im „Hyperion“ bekennt sich Hölderlin zu dieser Idee. Sie erhält eine eigene Farbe dadurch, daß die erste Epoche noch mehr als bei Schiller mit Griechenland gleichgesetzt und auch das Künftige irgendwie

als geistigere Antike begriffen wird. Schon im „Empedokles“ aber und erst recht in den großen Hymnen tritt etwas zutage, was Hölderlin von allem Zeitgenössischen unterscheidet. Die deutsche Klassik hatte den Menschen in die Mitte der Dinge gerückt, ja, sie verehrte im Menschen die höchste Wirklichkeit des schaffenden Geistes. Drum bleibt die klassische Kunst, die klassische Dichtung ganz auf den Menschen gerichtet. Etwas Höheres kennt sie nicht. Es ist natürlich, daß sich Goethe bemühte, Hölderlin zur „Menschenmalerei“, auf die zuletzt doch alles hinauslaufe, anzuhalten. Hölderlin konnte solche Ratschläge achten, aber, je mehr er reifte, desto weniger befolgen. Denn ihm war nicht der Mensch das Höchste, der Dichtung Würdigste, sondern Gott. Und das Göttliche fand er nicht im Menschen als solchem gegenwärtig, sondern in einer Sphäre, die der menschlichen überlegen ist. „Die Sphäre, die höher ist als die des Menschen, diese ist der Gott“; so lesen wir am Rande eines Entwurfs zu der Hymne „Wie wenn am Feiertage . . .“. Die Gleichsetzung von absolutem Ich und Gott, die die idealistische Philosophie vollzogen hatte, lehnte er immer entschiedener ab. Es ist der Frevel, dessen sich Empedokles bezichtigen muß. Und so erhielt denn auch der Kantische Chiliasmus ein anderes Aussehen. Den Dreitakt der Menschheitsgeschichte faßt Hölderlin nicht mehr als Werk des Menschen auf. Entgegen der Erklärung Kants, daß der Mensch zur Beförderung des Endzustandes selber das Meiste beitragen könne — indem er sich nämlich moralisch verhalte — nimmt Hölderlin alles, Qual und Freude, aus den Händen der Götter entgegen. Nicht die Menschen walten, lesen wir in der Patmoshymne,

„es waltet aber
Unsterblicher Schicksal, und es wandelt ihr Werk
Von selbst und eilend geht es zu Ende.“

Zur Zeit der Antike haben die Götter freundlich unter den Menschen gewohnt. Dann haben sie sich, nach eigenem Ratschluß, aus der Welt zurückgezogen. Mit dieser Entfernung bricht die heute noch währende Nacht der Zwischenzeit an. Den künftigen Tag aber können wir hier auf Erden nur insofern befördern, als wir uns offen halten und fromm sind. Damit scheidet Hölderlin aus dem Kreis der klassischen Humanität und erweist sich als religiöser Dichter in einem Sinne, der seinem und unserm Jahrhundert abhanden gekommen ist. So sehr verschließt sich uns dieser Sinn, daß wir fürs erste nicht einmal Hölderlins Verehrung der Götter zu glauben vermögen. Die Götternamen werden bei Goethe und Schiller dekorativ verwendet. Goethe gesteht das selbst, wenn er sagt, er sei als Naturforscher Pantheist, als sittlicher Mensch Monotheist und nur als Dichter Polytheist. Solchen Gebrauch der Götternamen als poetischen Zierat hat Hölderlin aber als Frevel bezeichnet:

„Ihr kalten Heuchler, sprecht von den Göttern nicht!
Ihr habt Verstand, ihr glaubt nicht an Helios

Noch an den Donnerer und Meergott;
Tot ist die Erde, wer mag ihr danken?

Getrost, ihr Götter! Zieret ihr doch das Lied,
Wenn schon aus euren Namen die Seele schwand.
Und ist ein großes Wort vonnöten,
Mutter Natur! so gedenkt man deiner.“

Daraus geht eindeutig hervor, daß die Götter bei Hölderlin als solche ernst zu nehmen sind. Zugleich aber gilt es, der entgegengesetzten Ansicht zu wehren, er habe, als verirrter Grieche, nur die antiken Götter erneuert. Wohl spricht er entzückt vom Olymp Homers. Er weiß aber, daß dies vergangen ist und daß die leuchtende Schar, Poseidon, Hera Artemis, Pallas, Athene, Hermes, niemals wiederkehrt. In der Hymne „Der Einzige“ heißt es:

„Denn sehr, dem Raum gleich, ist
Das Himmlische reichlich in
Der Jugend zählbar.“

Der Polytheismus der griechischen Antike entstammt der Jugend des Geistes. Die Götter, die Hölderlin für die Zukunft voraussieht, sind geringer an Zahl. Wir dürfen sie nicht dogmatisch fixieren. Am deutlichsten sichtbar aber sind drei, auf die er uns vorzubereiten sucht.

Der höchste Gott ist der Vater, Zeus. Er ist die Liebesinnigkeit selbst, das *Ἐν καὶ πᾶν*, das Ein und All. Zur Zeit des „Hyperion“ ehrte der Dichter im Äther seine reinste Erscheinung, in dem feinen elastischen Stoff, der alles mit zärtlicher Liebe durchdringt. Später schien ihm der Äther zu mild, um allein als Wohnung des Höchsten zu gelten. Sein Zeichen wurde das Gewitter. Die großen Hymnen nennen den Vater „Donnerer“ und „Allerschütterer“. Das scheint der Liebe, in der doch seine Macht besteht, zu widersprechen. Doch dann erst haben wir das Wesen von Hölderlins höchstem Gott erkannt, wenn uns die Einheit des Schrecklichen und der ewigen Liebe deutlich wird. Der Dichter betrachtet die Geschichte. Er sieht die blühende griechische Welt und sieht erschrocken, wie sie stirbt und in Wildnis, in Barbarei übergeht. Wie kann dies sein, wo Liebe waltet und das lebendige Sein durchdringt? Hölderlin gibt zur Antwort, eben darin sei die Liebe mächtig, daß die Teile der Welt nicht immer in gleicher Ordnung gelagert sein können. Alles Lebendige sehnt sich innigst, mit allem Lebendigen sich zu vereinen. Drum müssen immer neue Untergänge, neue Trennungen stattfinden, damit sich das Leben immer neue Einigungen erfinden kann. Aus dem Untergang der griechischen geht die römische Welt hervor, wo die Teile anders vereinigt und geschieden, anders geordnet sind. Auch dies vergeht, und Neues entsteht. Es ist ein ewiges Suchen und Fliehen, ein Sterben und ein Auferstehen. Und der darüber waltet, ist Zeus. Die Katastrophen der Weltgeschichte sind seine Gewitter. In der Schwüle überlebter Zeiten sammelt sich das Gewölk. Dann fährt der Donner über das Land, das erschauernd den Zorn des

Höchsten spürt, den Zorn über das Erlahmen des Lebens der Liebe im allzu gewohnten Bestehn. Und aus der Erschütterung geht das neue, erfrischte, gefühltere Leben hervor, so wie die Landschaft nach dem Gewitter in schimmernder Feuchte atmet und hebt. Immer wieder hat Hölderlin drum die Wetter gedichtet, die in der Luft, und die andern,

„Die vorbereiteter in Tiefen der Zeit
Und deutungsvoller und vernehmlicher uns
Hinwandeln zwischen Himmel und Erd und unter den Völkern“,

am großartigsten im Eingang der Hymne „Aus dem Motivkreis der Titanen“ (am Schluß sind einige Verse erst skizziert):

„Wenn aber die Himmlischen haben
Gebaut, still ist es
Auf Erden, und wohlgestalt stehn
Die betroffenen Berge. Gezeichnet
Sind ihre Stirnen. Denn es traf
Sie, da den Donnerer hielt
Unzärtlich die gerade Tochter
Des Gottes bebender Strahl
Und wohl duftet gelöscht
Von oben das Feuer.
Wo inne stehet, beruhiget, da
Und dort, der Aufruhr.
Denn Freude schüttet
Der Donnerer aus und hätte fast
Den Himmel vergessen
Damals im Zorne, hätt ihn nicht
Das Weise gewarnet.
Jetzt aber blüht es
Am armen Ort.
Und wunderbar groß will
Es stehen.
Gebirg hänget See,
Warme Tiefe es fühlen aber die Lüfte
Inseln und Halbinseln,
Grotten zu beten . . .“

In dieser Einheit von Freude und Zorn, von Schrecken und Segen, ist der höchste Gott, der Vater das Heilige, als *mysterium tremendum et fascinatum*, wie es älteren Zeiten und Völkern bekannt war, um 1800 sich aber als Einzigem Hölderlin geoffenbart hat. Das Heilige ist das Entsetzliche, weil es uns aus dem Gewohnten entsetzt, jeden Standort entzieht und in die Angst hält. Zugleich aber ist es die Liebe selbst, die alles Dasein erhellt und befeuert. Ähnlich hat Jesaja Gottes Macht erschrocken durch Tempelrauch und Flügelschlagen der Engel gesehen.

Die Patmosshymne beginnt mit dem Vers: „Nah ist und schwer zu fassen der Gott“. Was Hölderlins Gesichten ihre ungeheure Gewalt verleiht, ist diese ebenso furchtbare wie beseligende Nähe des Donnerers. In heftigster eschatologischer Spannung lauscht der Dichter hinaus in die Zeit.

Die Nachwehen der französischen Revolution, die napoleonischen Kriege hat er als Grollen des heiligen Gewitters vernommen und bis in die Nacht des Wahnsinns gewartet auf den erlösenden Blitz, das Feuerzeichen des neuen Tags, ähnlich den Jüngern Christi, denen die Wiederkehr geweissagt war.

Das Gewitter schafft einen neuen Himmel und eine neue Erde. Damit sind die beiden andern Götter Hölderlins angedeutet. Die Erde wird als „Mutter Erde“ oder als „Natur“ verehrt. Sie ist der dunkle Schoß des Lebens, in dem noch alles ungeschieden und innig beieinander wohnt. Das Bewußtsein schläft. Der Schmerz und das Begehren ruhen, umfriedet von der mütterlichen Wärme. Die Not der Zwischenzeit gewährt den Frieden nur in der Natur. So flüchtet schon Hyperion, den das menschliche Schicksal verwundet hat, in ihre Tiefe und ist gestillt. Auch der Tod des Empedokles im Krater des Atna war in den ersten Fassungen eine Flucht zur Erde. Zeit lebens hat den Dichter das „wunderbare Sehnen dem Abgrund zu“ erfüllt und seinen schmerzlichen Blick dem Lauf der Ströme nachgezogen, die sich ergießen in das Meer, wo alles Getrennte sich auflöst und eint. Denn da die Liebe in unserer Welt nicht mehr und noch nicht unter Menschen wohnt, ist Untergehen und Vergessen in der Natur das erwünschteste Ziel. So lesen wir in einem Fragment, das der Mutter Erde gewidmet ist:

„Und siehe, mir ist, als hört' ich den großen Vater sagen, dir sei von nun die Ehre vertraut, und Gefänge sollst du empfangen in seinem Namen, und sollst indes er fern ist und alte Ewigkeit verborgener und verborgener wird, statt seiner sein den sterblichen Menschen, wie du Kinder gebarest und erzogst für ihn, so will er, wenn er dir erkannt ist, wieder senden sie und neigen zu die Seele der Menschen.“

Der Erde zugeordnet ist Bacchus, der Gott der Trunkenheit, des Weins. Zumal in der früheren und mittleren Zeit hat dieser Gott (genauer Halbgott) in den Dichtungen Hölderlins eine ungemaine Bedeutung und Macht. Sie kündigt sich schon in Tübingen an. Hölderlin, Hegel und Schelling empfanden die Aufklärung als das Leiden der Zeit. Aufklärung: das will im weitesten Sinn des Begriffs verstanden sein. Hölderlin meint damit die nüchterne Verständigkeit des Daseins, die starre, durch Gesetze geregelte Ordnung des Staates und der Gesellschaft, auch die Wissenschaft, die die Natur berechnet und im Berechnen beherrscht, den Rationalismus in jeder Gestalt. In all dem fand er die Liebe zerstört. Liebe widerstrebt dem Gesetz. Sie widerstrebt der Aufteilung der Daseinsbereiche in Herrschaft und Knechtschaft, der Regel und dem Buchstaben, der tötet. Die Aufklärung, die unterscheidende Helle, hat die Menschen getrennt und in genau bestimmten Verhältnissen einander entgegengesetzt. Dawider steht nun Bacchus auf, der uns die Trunkenheit gönnt und heilige Dämmerung um die Gemüter breitet. Hölderlin scheut sich nicht, das Festliche, ja das Orgiaistische in der Erscheinung des Gottes zu würdigen. In den Festen des

Bacchus schwinden die Schranken, die zwischen den Menschen bestehen. Das Sonderbewußtsein verdunkelt sich. Und wie die Stimmen der Feiernden sich vereinen zum Chorgesang, so strömen die vielen Gemüter zusammen in eins. Bacchus führt uns zurück zur Natur (drum ist auch Rousseau mit ihm verbündet). Die alte Liebe regt sich wieder. Alles Feste gerät in Fluß. Diese Verflüssigung des Daseins hat Hölderlin des öftern in kühnsten Worten beschworen:

„Voll ist die Luft von Fröhlichen jetzt, und die Stadt und der Hain ist
Rings von zufriedenen Kindern des Himmels erfüllt.
Gerne begegnen sie sich, und irren untereinander,
Sorgenlos, und es scheint keines zu wenig, zu viel.
Denn so ordnet das Herz es an, und zu atmen die Anmut,
Sie, die geschickliche, schenkt ihnen ein göttlicher Geist.
Aber die Wanderer auch sind wohlgeleitet und haben
Kränze genug und Gesang, haben den heiligen Stab
Vollgeschmückt mit Trauben und Laub bei sich und der Fichte
Schatten; von Dorfe zu Dorf jauchzt es, von Tage zu Tag,
Und wie Wagen, bespannt mit freiem Wilde, so ziehn die
Berge voran und so trägt und eilet der Pfad.“

Berge und Täler bewegen sich und ziehen trunken dem Gotte nach.
Und nun die geradezu übermütig-festliche Sprache der nächsten Strophe:

„Aber meinst du nun, es haben die Tore vergebens
Aufgetan und den Weg freudig die Götter gemacht?
Und es schenken umsonst zu des Gastmahls Fülle die Guten
Nebst dem Weine noch auch Blumen und Honig und Obst?
Schenken das purpurne Licht zu Festgesängen und kühl und
Ruhig zu tieferem Freundesgespräche die Nacht?
Hält ein Ernsteres dich, so spars dem Winter und willst du
Freien, habe Geduld, Freier beglückt der Mai.
Jetzt ist anderes not, jetzt komm und feire des Herbstes
Alte Sitte, noch jetzt blühet die Edle mit uns.
Eins nur gilt für den Tag, das Vaterland und des Opfers
Festlicher Flamme wirft jeder sein Eigenes zu,
Darum kränzt der gemeinsame Gott umsäuselnd das Haar uns,
Und den eigenen Sinn schmelzet, wie Perlen, der Wein.
Dies bedeutet der Tisch, der geehrte, wenn wie die Bienen,
Rund um den Eichbaum, wir sitzen und singen um ihn,
Dies der Pokale Klang, und darum zwinget die wilden
Seelen der streitenden Männer zusammen der Chor.“

Bacchus zieht uns zurück zur Natur. Wäre er Hölderlins höchster Gott, so müßten wir den Dichter allerdings, wie es früher geschehen ist, unter die wirklichkeitsmüden Romantiker zählen. Aber Bacchus ist es nicht, der allein die letzte Erfüllung bringt. Im Ganzen gesehen, ist seine göttliche Wirkung nur vorbereitender Art. Er muß die Starre brechen, die das menschliche Leben befallen hat. Er muß wohl gar die Ordnung zerstören, die äußerlich geworden und der Seele längst entfremdet ist. Doch würde er allmächtig, so bräche das ganz bewußtlose Dunkel herein. Dem

Trunkenen versagt die Sprache. Je mehr er sich selber entrissen wird, desto weniger weiß und empfindet er noch. Die Natur an sich ist sprach- und fühllos, weil sie nichts unterscheidet. So mag der Mensch der neueren Zeit, den allzu scharfes Bewußtsein schmerzt, sich wohl in ihre Tiefe sehnen. Doch folgen darf er der Sehnsucht nicht. Sonst ginge alles Wissen um die Herrlichkeit der Götter zugrunde. Die Elemente bedürfen zu ihrem Ruhm des Geistes, der Sprache des Menschen. Das Licht muß in das Dunkel leuchten. So wölbt sich über der Erde der Himmel. Der Natur entgegengesetzt ist der Geist, oder, wie Hölderlin sagt, die „Kunst“. Und wenn zur Natur der Halbgott Bacchus gehört, so gehört zum Geist, zur Kunst, zum Licht der Halbgott Herkules. Herkules, heißt es, hat die Menschen von der Erde Tischen vertrieben. Er hat die Unterscheidung, das feste Bewußtsein und die Gesetze gebracht, die Sprache, die Ordnung, alles, was uns losreißt von dem Schoß der Mutter und zu selbständigen Wesen bildet. Er ist der Genius der Aufklärung, die Gegenmacht zu dem trunkenen Gott, ein sicher und klar gebietender Fürst. So tritt er zumal in den späteren Dichtungen Hölderlins immer stärker hervor. Doch nicht als ob der Dichter damit den früheren Glauben widerriefe. Die Aufklärung der neueren Zeit erscheint ihm nach wie vor als Frevel an der liebetrunkenen Natur; aber nur deshalb, weil sie sich in ein falsches Verhältnis zur Natur setzt. Der Geist glaubt Herr zu sein und verkehrt damit die Rangordnung des Daseins. So ist es im Staat, der die Bürger als Diener betrachtet, statt daß er dem Menschlichen diene. So ist es in der Kunst, die das Gefühl der Regel unterwirft, statt daß die Regeln, die äußeren Formen das Gefühl behutsam gliedern. So ist es im religiösen Bereich, wo Gott den Menschen ein unangefochtenes Leben garantieren soll, statt daß das Leben ein einziger Dienst zum Ruhm des höchsten Gottes wäre. Das wahre Sein ist dort erreicht, wo die Natur und die Kunst, wo Bacchus und Herkules in der richtigen Weise aufeinander bezogen sind, wo die scheidenden, ordnenden Kräfte des Geistes dem Liebesdunkel der Natur, der warmen Tiefe dienstbar bleiben.

Wie Hölderlins ganzes Werk im Grunde ungemein einfach und einheitlich ist, so finden wir auch dies wahre Sein schon ausgeprägt längst, ehe er darüber ganz ins Klare kam und deuten konnte, was er sagte. Eines der zartesten Beispiele ist der Schluß der Ode „Heidelberg“:

„Doch die ewige Sonne goß
Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Efeu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab.

Sträucher blühten herab, bis wo im heitern Tal,
An den Hügel gelehnt oder dem Ufer hold
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn.“

Alles ist hier im Licht unterschieden und reinlich auseinandergesetzt. Die klare Scheidung schmerzt aber nicht. Die Teile der Landschaft sind nämlich durch den zartesten Liebesbezug verknüpft. Die Wälder haben, möchte man sagen, einen „Hang“, eine „Neigung“ zur Tiefe, wie das Land in „Hälfte des Lebens“, das „mit gelben Birnen und voll mit wilden Rosen“ in den See „hängt“. Die Gassen sind dem Ufer „hold“; sie gehen über Halden zum Wasser hinab. Das Topographische deutet zugleich ein See-lisches, deutet Liebe an. Hingabe und Empfangen, ein Umwerben und Umarmen kündigt von der innigen Natur, die das Getrennte in sich vereint.

Dasselbe zeigt im menschlichen Bereich der „Archipelagus“, die große Elegie vom Werden, Sein und Untergehen Athens. Auch das griechische Leben im fünften Jahrhundert ist weit verteilt und klar geordnet in Staat und Kunst und Religion, ein Werk des herakleischen Geistes. Aber dies Verteilte halten die liebenden Arme des Meergotts zusammen. Jede Tat und jedes Wort ist eine Feier der Natur. So hell der Geist auch blüht, er bleibt durchdrungen von heiliger Trunkenheit, eingedenk der Liebe, die das Leben alles Lebens ist.

Eine „geistigere“ Antike aber ist die Zukunft, die Hölderlin dem Menschengeschlecht prophezeit, das wahre Sein in einer neuen, bisher unbekanntesten Gestalt. Der Halbgott, der sie bringt, heißt Christus. Wir hören diesen Namen, der für uns in andere Zusammenhänge gehört, vorerst mit großem Befremden. Auch Hölderlin hat lange gezögert, Christi Namen auszusprechen. Christus erscheint zunächst als der Gott, der den antiken Tag beschließt und die Nacht der Zwischenzeit verkündet. Er ist der Stifter des Abendmahls. Er läßt den Menschen zum Gedächtnis des Göttertages, der vergangen ist, einige himmlische Gaben zurück, Brot und Wein, deren sakramentalen Sinn der Dichter in ebenso schlichter wie unerwarteter Weise deutet:

„Brot ist der Erde Frucht, doch ist's vom Lichte gesegnet,
Und vom donnernden Gott kommt die Freude des Weins.“

Der Wein heißt einmal auch „dunkles Licht“. Brot und Wein sind also Gaben, in denen die Mächte der Höhe und der Tiefe, des Geistes und der Natur, so eins und ausgeglichen sind wie in der Landschaft Heidelbergs und in der griechischen Inselwelt. Sie erinnern uns an das reine Leben, weil es in ihnen enthalten ist. Sie trösten uns in der Nacht der Zeit und verbürgen den Tag der Wiederverkehr. So lesen wir in der wunderbaren Elegie „Brot und Wein“. Später aber hat Hölderlin Christi Wesen etwas anders gefaßt. Er ist nun nicht mehr vor allem der Gott, der in die Vergangenheit zurückweist und mit seinen Gaben an die gewesenen schönen Tage erinnert; er wird nun eindeutig zum Boten der Zukunft. Die letzten großen Hymnen, zumal die zweite Fassung des „Einzigen“, schaffen in triumphalen Worten Gewißheit. Die Antike ist das Reich der Mutter Erde. Die neuere Zeit ist das Reich des Lichts, der Aufklärung, des ord-

nenden Geistes. So heißt es in der Patmoshymne in jenem grandiosen Stil, der die fernsten Zeiten bewältigt:

„Wir haben gedienet der Mutter Erd
Und haben jüngst dem Sonnenlichte gedient . . .“

Die Zukunft aber wird die Einheit von Mutter Erde und Sonnenlicht sein, von Liebestrunkenheit und Klarheit, Überschwang und festem Gesetz. Die Hymne „Der Einzige“ spricht es aus in Worten, auf die wir nun, wie ich hoffe, genügend vorbereitet sind:

„Wie Fürsten ist Herkules. Gemeingeist Bacchus. Christus aber ist
Das Ende.“

Und wenn der Name Christi uns hier noch immer befremdet, so sei beachtet: Christus ist der Bote der Liebe und als solcher verwandt mit dem trunkenen Gott, mit dem Gemeingeist Bacchus. Christus stiftet aber auch die Kirche, die christliche Ordnung des Daseins. Und insofern gehört er an die Seite des Fürsten Herkules. Endlich ist Christus der Sohn des Höchsten, des Donnerers, der im Gewitter wohnt. Und nur aus der Erschütterung durch das Gewitter, aus dem Entsetzen des Heiligen, wird das künftige Leben hervorgehn. In Christus sind also alle göttlichen Mächte, die Hölderlin kennt, vereint.

Dies ist in knappen Zügen die Welt, die Hölderlin nach dem Scheitern des Empedoklesdramas geschaffen hat, sein prophetisches Vermächtnis an uns, die später geborenen Geschlechter. Die Geisteswissenschaft hat die großen Hymnen lange als Schöpfungen eines Geisteskranken beiseitegeschoben. Niemand, der sie wirklich kennt, teilt heute diese Ansicht mehr. Freilich hat jeder Leser noch immer mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Und das Dunkel über einzelnen Stellen ist noch nicht gelichtet. Wir ermessen die ganze Tiefe noch nicht. Der große Zusammenhang aber steht fest.

Erstaunlich lang hat Hölderlin sich in dieser prophetischen Haltung behauptet. Wo frühere Deuter nichts als Schwäche und Krankhaftigkeit zu finden glaubten, erkennen wir jetzt eine Kraft, die im deutschen Christentum nicht ihresgleichen hat. Wir sind auch weit entfernt davon, im klinischen Bild der Krankheit einen Einwand gegen das Werk zu sehen. Was Hellingrath im vierten Band der Gesamtausgabe vereinigt hat, will als gültigste Dichtung gewürdigt sein. Im sechsten Band erst sind die Werke der Unnachtung zusammengestellt, Fragmente, Gedichte aus den sechs- und dreißig Jahren, die Hölderlin bei dem Tischler Zimmer zugebracht hat, mit Liebe behütet und kindlich froh im kleinsten Preis einfacher Menschen. Nur selten scheint ihm ein Bewußtsein seines Zustands gekommen zu sein, wie etwa in den erschütternden Versen:

„Das Angenehme dieser Welt hab ich genossen
Der Jugend Freuden sind, wie lang, wie lang verfloßen.
April und Mai und Junius sind ferne.
Ich bin nichts mehr. Ich lebe nicht mehr gerne.“

Meist sind seine Tage von einer stillen Heiterkeit umglänzt. Sie spiegelt sich in den zahlreichen Liedern, die wie von einem schönen, fremden, verirten Vogel gesungen sind, dem seine neue Heimat gefällt. Die Kraft ist gebrochen. Aber der unbeschreibliche Zauber ist ihm geblieben. Wir kramen die Anekdoten nicht aus, die oft nur lieblose Neugier erzählt. Wir halten uns an jene Worte, die uns verweisen an sein Werk und so bescheiden sind im Schmerz, in allem, was nur sein Leben, dieses todestraurige Leben, betrifft, in dem die Besinnung nichts als Leid und die Heiterkeit Wahnsinn gewesen ist:

„Doch wenn unheilige schon
in Menge
und frech

Was kümmern sie dich
O Gesang den Reinen, ich zwar
Ich sterbe, doch du
Gehst andere Bahn, umsonst
Mag dich ein Neidisches hindern.

Wenn dann in kommender Zeit
Du einem Guten begegnest
So grüß ihn, und er denkt,
Wie unsere Tage wohl
Voll Glücks, voll Leidens gewesen.“

Politische Rundschau

Zur Lage.

Die Reden, die Bundesrat Kobelt am 9. Mai in Zug, Bundesrat Stampfli am 16. Mai in Wattwil gehalten haben, sind, als Ausdruck unseres entschlossenen Willens zur Unabhängigkeit unmittelbar vor Eintritt einer kaum zu leugnenden zeitlichen Gefahrenzone, im ganzen Lande herum mit Zustimmung aufgenommen, ja, wie die Lösung aus einer allgemeinen Spannung, zur richtigen Zeit aus dem Willen des ganzen Volkes gesprochen, einhellig begrüßt worden. „Eine gute Rede“ — schrieb die „Tagwacht“ über die ernstesten Darlegungen, die der Chef des Militärdepartements in Zug zu Händen des ganzen Schweizervolkes gegeben hat. Die Rede war ein Appell zur Geschlossenheit und zur Wachsamkeit, und sie hat im ganzen Volke eine beträchtliche und hoffentlich nachhaltige Rückwirkung erfahren. Denn unsere Lage ist — Bundesrat Kobelt hat es deutlich genug gemacht — auf dem Wege, sehr ernst zu werden. An der Rede von Bundesrat Stampfli fiel Verschiedenes auf: einmal die werbenden Worte, die er für den Chef des Politischen Departements sprach, indes hier und da, auf die